

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 122. Bromberg, den 1. Juni 1932.

Das goldene Netz

Roman von E. Phillips Oppenheim.

(4. Fortsetzung.)

Kapitel VIII

Eine fürchterliche Verantwortung

John Hardaway, obwohl ein vielbeschäftigter Anwalt, ließ seinen Freund keinen Augenblick warten. „Kommen Sie herein, Deane, alter Kamerad", sagte er. „Kommen Sie geschäftlich oder freundschaftlich?" „Hauptsächlich geschäftlich", meinte Deane.

Hardaway blickte auf die Uhr. „Ich kann Ihnen genau zwölf Minuten geben", sagte er. „Legen Sie geschwind los. Sie werden mir doch nicht die Geschäfte der Vereinigten Goldbergwerksgesellschaft zum Überprüfen geben, vermute ich?"

„Das nicht", antwortete Deane. „Dazu bedarf man größerer Spitzfindigkeit, als Sie sie besitzen, fürchte ich. Ich komme wegen der anderen Angelegenheit."

Der Anwalt nickte. „Sie haben das Resultat gehört?" fragte er. „Wir taten, was wir konnten."

„Vielleicht", antwortete Deane. „Aber Sie haben nicht genug getan. Ich bin vollkommen davon überzeugt, Hardaway, daß der Mann nicht die Absicht hatte, Sinclair zu ermorden."

„Die Beweise waren aber äußerst fatal", bemerkte Hardaway.

Deane studierte mit gerunzelter Stirn das Muster des Teppichs. „Hardaway," sagte er schließlich, „ich will an Sie eine Frage in bezug auf das Strafgesetz stellen."

Der Anwalt lachte auf. „Nicht in bezug auf Sie, hoffe ich?"

„Sie können es Neugierde oder was Sie sonst wollen nennen", antwortete Deane. „Das einzige, was ich will, ist, daß Sie mir eine Frage beantworten und dann vergessen, daß ich sie je gestellt habe. Unser Anwalt ist doch eine Art Beichtvater, so wie unser Arzt?"

„Er sollte es sein", antwortete Hardaway ernst.

„Also hören Sie", sagte Deane. „Ich lege Ihnen einen Fall vor. Ich kenne keine Namen. Denken Sie, ich schreibe einen Roman: Ein Mann ist des Mordes angeklagt und wird zum Tode verurteilt. Während der ganzen Zeit hat jemand jedes Wort der Verhandlung belauscht, der über die Sache genau so unterrichtet war, wie der Gefangene selbst — jemand, der, wenn es möglich gewesen wäre, auf die Zeugenbank hätte gehen können und wahrscheinlich die Richter bewogen hätte, den Angeklagten wegen Totschlags und nicht wegen Mordes zu verurteilen. Die Gründe, warum jener Mann schwieg, tut nichts zur Sache. Denken Sie, daß er schwieg, weil er in seinem innersten Herzen glaubte, es wäre nach den vorgebrachten Beweisen nicht möglich, den Mann zu verurteilen. Was kann dieser Mensch nun tun, um dem Verurteilten das Leben zu retten? Das Verfahren ist geschlossen, es ist zu spät für ihn, sich als Zeuge zu melden."

Hardaway nickte zustimmend. „Ich verstehe", sagte er. „Der Vorgang ist sehr einfach. Er muß zu den Verteidigern gehen, die sich dann mit dem Ministerium des Innern in Verbindung setzen werden."

„Das Verfahren kann nicht wieder aufgenommen werden?" fragte Deane.

„Nein!" antwortete Hardaway. „Unser Strafgesetz hat viele Fehler. Das einzige, was zugunsten des Sträflings geschehen könnte, wäre, daß er bei einer so günstigen Zeugenaussage begnadigt werden könnte und daß dies dann durch die Zeitungen veröffentlicht würde. Wollen Sie sonst noch etwas wissen?"

„Nein", antwortete Deane und stand auf. „Vielen Dank, alter Freund. Sie haben mir gerade das gesagt, was ich wissen wollte."

„Die einzige Möglichkeit, die ich für einen Strafaufschub sehe," fuhr Hardaway noch fort, „betrifft die Gesundheit dieses Mannes. Ich bin überzeugt, es geht ihm viel schlechter, als man ihm ansieht, und ich nehme an, daß zumindest eine Hoffnung vorhanden wäre, wenn wir eine ärztliche Untersuchung erreichen. Das Schwierige ist, daß er selbst vollkommen gleichgültig zu sein scheint. Denken Sie daran, einen Versuch zu machen, ihn zu sehen, Deane?"

Deane schüttelte den Kopf. „Nein!" sagte er. „Ich darf das nicht tun. Es sind Gründe vorhanden, weshalb ich unter gar keinen Umständen meinen Namen mit dieser Angelegenheit in Verbindung bringen darf. Sie mögen später ans Tageslicht kommen, aber vorläufig möchte ich nicht einmal Ihnen sagen, worin sie bestehen. Übrigens, hat sich irgendein Angehöriger des Toten gemeldet — ich meine, hat irgend jemand sein Hab und Gut beansprucht?"

„Niemand", antwortete der Anwalt. „Ich schließe daraus, daß es sehr unbedeutend ist."

Deane nickte zustimmend. „Kann ich mich auf Sie verlassen," fragte er, „daß Sie mich gleich verständigen, falls sich irgendein Anspruchsberechtigter meldet?"

„Gewiß", antwortete Hardaway.

Deane ging. Auf der Straße blieb er einige Minuten planlos stehen. Dann rief er einen Wagen und fuhr in sein Bureau, das sich in einem großen, bankähnlichen Gebäude in der Throgmorton Street befand. Er ging langsam durch die äußeren Kanzleiräume, stellte einige Fragen und schüttelte einigen Beamten die Hand. Als er schließlich sein Zimmer betrat, schickte er seinen Sekretär hinaus und versperrte die Türe. Er setzte sich in seinen ledernen Lehnstuhl vor dem Schreibtisch, der mit Briefen und Büchern bedeckt war, aufgerichtet, die Hände auf den Tisch ausgestreckt, während seine Augen durch die gegenüberliegenden gefrorenen Fensterscheiben starrten. Wieder sah er den düsteren Gerichtshof, das bleiche Gesicht des Mannes, der vor kurzer Zeit in diesem Zimmer gesessen hatte, nur ein paar Schritte von ihm entfernt, und so dringend um eine Möglichkeit für sich gefleht. Die ganze Szene tauchte vor Deane wieder auf. Wieviel Schuld traf ihn selbst an all dem? Er hatte keine Gewalttätigkeit vorgeschlagen, wohl aber hatte er gewußt, welcher Art von Männern diese beiden waren. Nie mehr im Leben würde er das Gefühl der Ver-

antwortlichkeit hierfür loswerden — niemals im Leben würde er diese fürchterlichen Worte hören können ohne ein Gefühl von persönlicher Schuld: „Und möchte der Allmächtige Erbarmen mit Ihrer Seele haben!“

Kapitel IX

Winifred Rowan

Deans Sekretär brachte schüchtern und verlegen ein kleines Papierkärtchen herein. Er war wie zwischen zwei Feuern: Die junge Dame draußen war sehr beharrlich gewesen, aber der Mann, bei dem er jetzt eintrat, war einer, der einen Fehler nie verzieh.

„Entschuldigen Sie, Herr,“ sagte er, „hoffentlich habe ich nicht falsch gehandelt, aber die junge Dame draußen weigerte sich entschieden, fortzugehen, ohne von Ihnen empfangen worden zu sein. Ich dachte, ich werde Ihnen daher erst ihre Karte bringen, zumal ich mich erinnere, daß Sie vor wenigen Wochen einen Herrn des gleichen Namens empfangen haben.

Deane runzelte die Stirne. „Eine junge Dame?“ bemerkte er kurz. „Wer?“

Er nahm die Karte in die Hand und las: Winifred Rowan. „Wartet die junge Dame draußen?“ fragte er.

„Sie ist draußen, Herr“, antwortete der Sekretär. „Ich erklärte ihr, daß Sie nicht die Gewohnheit haben, Besuche ohne vorherige Ansage zu empfangen, und ich ersuchte sie zu schreiben. Sie erklärte jedoch, die Angelegenheit sei sehr dringend. Mr. Sawday und ich hörten sie beide an, und wir meinten, es wäre das beste, wenn ich die Dame anmelde.“

Deane nickte bedächtig. „Ich denke, Sie taten recht, Gray“, sagte er. „Da die junge Dame so beharrlich ist, führen Sie sie herein. Sorgen Sie dafür, daß ich heute nachmittag nicht mehr gestört werde, ich habe sehr viel zu tun.“

Der Sekretär verließ erleichterten Herzens das Zimmer. Er ließ die Türe halb offen, und Deane saß da, mit krampfhaft geballten Händen auf den luxuriös gepolsterten Armlehnen seines Schreibtischsessels. Winifred Rowan! Es war eine Verwandte — vermutlich die Schwester, von der Rowan gesprochen hatte. Was sollte er sagen oder tun? Wieviel sollte er zugestehen? Vielleicht brachte sie ihm eine Botschaft. Vielleicht konnte sie ihm das sagen, was er zu wissen brauchte. Winifred Rowan! Halb unbewußt murmelte er den Namen vor sich hin. War es eine Frau, ein Mädchen oder ein Kind? Er wußte nichts von Rowan, als daß er sein Abenteuerkamerad gewesen war auf der Sucht nach Glück in fernem Land, ein tapferer Mann, immer bereit, sein Leben einzusetzen, wenn das Ziel es wert war. Vielleicht war sie bei ihm gewesen und brachte eine Botschaft.

Die Türe wurde aufgestoßen. Der Sekretär stand da.

„Dies ist die junge Dame, Herr,“ kündigte er an, „Miß Winifred Rowan.“

Das Mädchen, das langsam das Zimmer betrat, glich Rowan sehr. Sie hatte eine idealisierte Ähnlichkeit mit dem Mann, der jüngst an ihrer Stelle gestanden und seine verzweifelte Bitte vorgebracht hatte — eine idealisierte Ähnlichkeit. Sie war jünger und der Kampf des Lebens hatte ihr seinen Stempel noch nicht aufgedrückt. Sie war blond wie er, mit graublauen Augen, braunem Haar und zuckenden Lippen, eine schlanke, biegsame Gestalt, eine fesselnder Eindruck. Deane fühlte sich bei ihrem Anblick seltsam bewegt. Dann erinnerte er sich plötzlich, wie notwendig Selbstbeherrschung war. Sie kam als Schwester jenes Mannes, den man zum Tode verurteilt hatte. Vielleicht kam sie, um Hilfe für ihn zu erbitten. Er mußte vorsichtig sein.

„Sie wollen mich sprechen?“ fragte er etwas kurz angebunden. „Ich bin Stirling Deane. Bitte nehmen Sie Platz und sagen Sie mir so kurz gefaßt Sie können, was Sie wünschen.“

Sie übersah seine einladende Gebärde und kam an den Tisch heran, an dem er saß. Dann beugte sie sich vor und sah ihn durchdringend an. „Mr. Deane“, sagte sie, „ich bin Basil Rowans Schwester. Ich komme aus dem Oold Bailey Gefängnis. Ich komme“, fügte sie mit stockender Stimme und Grauen im Gesicht hinzu, „aus der Zelle eines Verurteilten.“

Er sah sie mit gerunzelter Stirne an. „Weshalb sind Sie zu mir gekommen?“ fragte er. „Nehmen Sie lieber Platz.“

Sie schien in der Tat eines Haltes zu bedürfen. Sie sank in den Sessel, den er ihr angeboten hatte und der sich dicht neben ihm befand, doch so daß Deane im Schatten blieb.

„Sie kommen von Ihrem Bruder“, sagte er, „verstehe ich richtig, wenn ich annehme, daß er Sie geschickt hat?“

„Ja“, antwortete sie. „Er trug mir auf, sehr vorsichtig zu sein und darauf zu achten, daß niemand es erfahre, auch nie Ihren Namen zu erwähnen.“

„Gut“, sagte Deane. „Ich werde Sie gerne anhören.“

„Er gab mir keine Erklärung“, sagte sie. „Er hieß mich zu Ihnen gehen und Ihnen folgendes zu sagen. — Ist niemand da“, unterbrach sie leise, indem sie sich nervös umblickte, „der uns belauschen kann?“

„Keine menschliche Seele.“

„Ich sollte sagen“, fuhr sie fort, „daß es keine Schwierigkeiten hatte, den Mann zu finden, von dem Sie beide zusammen sprachen — den Mann, den Sie Bully Sinclair nannten. Er verbrachte den Abend mit ihm, trank mit ihm, ging auf seine Aufforderung wieder ins Hotel zu ihm. Dort versuchte er sehr vorsichtig, mit ihm geschäftliche Verhandlungen anzuknüpfen. Sinclair wurde sofort argwöhnisch, brauste auf und lehnte ab, überhaupt über die Angelegenheit zu sprechen. Er schwor fortwährend, daß er bestohlen worden sei und daß er jetzt dafür seine Rache nehmen werde. Mein Bruder trachtete ihn zur Vernunft zu bringen, und schließlich stritten sie. Sinclair schlug zuerst Basil; mein Bruder erwiderte nur den Schlag. Weiter beauftragte er mich, auszurichten, daß er, ehe er Sinclair durchsuchen und das Zimmer untersuchen konnte, sah, daß der Mann tot war.“

„Sonst noch etwas?“ fragte Deane.

„Er läßt sagen, daß alle Papiere, welche Sinclair gehabt haben konnte, sich im Zimmer unter dessen Sachen befinden müssen, die alle noch dort unter Sperre sind und darauf warten, von jemand, der sie beansprucht, abgeholt zu werden. Er beauftragte mich zu sagen, daß er sein Möglichstes getan habe und bereit sei, die Folgen, wie immer sie auch sein mögen, auf sich zu nehmen.

Wenn Sie es wagen wollen sich in Gefahr zu begeben, so ist die Zimmernummer im Hotel Universal 27. Das Zimmer ist versperrt und bewacht, aber . . . es kann Möglichkeiten geben. Dies ist alles, was er sagte.“

Deane beugte sich über den Schreibtisch vor. „Und von sich selbst“, fragte er, „sprach er nichts von sich selbst?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein“, sagte sie, „aber er denkt nie an sich. Ich mußte ihm versprechen, Ihnen das alles zu sagen. Sie haben alles verstanden?“

„Vollkommen!“ antwortete Deane.

„Dann werde ich nun von meinem eigenen Standpunkt aus mit Ihnen sprechen“, sagte sie, indem sie die Augen zu ihm erhob. „Mr. Deane, ich bilde mir nicht ein klug zu sein, aber eines ist mir vollkommen klar: Basil ließ sich in dieses Abenteuer Ihnen zuliebe ein. Ihr Name wurde bei der Verhandlung nie genannt, und man scheint geglaubt zu haben, daß Basil aus keinem anderen Grunde, als Sinclair zu berauben, an jenem Abend dorthin gegangen ist. Mr. Deane, ich glaube es nicht. Sein Streit mit Sinclair und dessen fürchterliches Ende waren ein Unglücksfall. Sie müssen vortreten und sagen, daß er hinging, um Ihnen zu dienen, nicht um zu stehlen. An Ihnen liegt es, sein Leben zu retten. Sie vermögen es zu tun, und er ist mein einziger Bruder.“

Seine Stirne verfinsterte sich.

Das junge Mädchen wunderte sich nicht mehr über die hoffnungslose Art, in der ihr Bruder von diesem Manne gesprochen hatte. Deanes Gesicht war wie aus Stein gemeißelt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Pech des Herrn Duval.

Eine wahre Kriminalgeschichte mit unerwartetem Ausgang, erzählt von Anton E. Zischka.

Alles war herrlich einfach gegangen. Drei Wochen Beobachtung des Postamts, das die Überseesendungen in Marseille vom Dampfer zur Bahn brachte, zwei Wochen genaues Studium der Gewohnheiten des Bahnpersonals. Geduld, kaltes Blut, wieder Geduld. Dann war einmal eine Sendung stark bewacht worden, das Postauto knapp vor Abgang des Expreß nach Paris an die Laderampe gefahren. Da schien der Augenblick gekommen. Duval saß in diesem Zug, seine Flasche Rotwein neben sich, sehr gesprächig, sehr kleinbürgerlich.

Alles ging glatt. Es war sehr heiß an diesem Tag. Die Türen des Postwagens standen offen. Dann brach die Nacht herein. Niemand sah Duval, als er sich in einer kleinen Station am Fahrgestell des Postwaggons anklammerte, während der Fahrt dann lautlos in den Raum kroch.

Dann sah der Beamte den maskierten Mann mit der Pistole vor sich, händigte Duval die Wertbriefe aus, die am Morgen aus Afrika gekommen waren: Banknoten, ungeschliffene Diamanten . . .

Dann aber hatte den jungen Beamten das Pflichtgefühl überwältigt. Er wollte den Dienstrevolver erreichen: Natürlich ist er daran gestorben. Duval schoß gut.

Mord statt Raubüberfall, das ist bös. Duval liebte diese Art Programmänderungen durchaus nicht. Trotzdem, niemand hatte die Schüsse gehört, unbemerkt konnte der Bahnräuber sich in einen vorher angelegten Heuhaufen fallen lassen, unverletzt sah er dem rasch entschwindenden Zug nach.

Drei, vier Wochen in dem einsamen Bauernhaus, das er zu diesem Zweck gemietet hatte, in dem Konserven und Kleider und alles andere vorbereitet waren, und die Tat mußte unentdeckt bleiben . . .

Eben machte sich Duval auf den Weg zu diesem Unterschlupf, als zwei Bahnarbeiter ihn anriefen. Sein Heuhaufen brannte. Und die zwei fluchten über den Landstreicher.

Nein, sie hatten ihn nicht vom Zug springen sehen, sondern nur das Feuer entdeckt, das er mit seiner verfluchten Zigarette angesteckt. Sie würden sich seiner erinnern, wenn der Mord bekannt wurde. Das war in einer Stunde, in der nächsten Station. Duval fluchte, machte neue Pläne, versteckte Geld und Diamanten an einem sicheren Platz, wollte eben wieder sein Haus verlassen, als die Gendarmen kamen . . .

Gewiß, man konnte ihm nichts nachweisen. Aber es konnte sehr peinlich werden. Verhöre, immer wieder Verhöre, und nun wollte man ihn nach Marseille bringen.

Der Postbeamte war doch nicht gleich tot gewesen, hatte noch auf einen Papierfetzen kritzeln können, daß der Mörder dort und dort abgesprungen, daß er klein und breitschultrig sei.

Bös . . . wenn es auch hätte ärger kommen können. Man holte Duval in einem Auto ab, transportierte ihn nicht in der Bahn. Ein einziger Detektiv, ein Riesenkerl allerdings, aber einer jener Männer, die so stark und von dieser Stärke so überzeugt sind, daß sie keine Gefahr als Gefahr erkennen.

Der Weg führte durch einsames Gelände. Wenn man da ausriß . . .

Die Ortspolizei wollte dem Beamten aus Marseille einen Wärter mitgeben. Warnte ihn vor dem Häftling. Der Detektiv aber sah nur mitleidig auf den kleinen Mann in der Zelle. Der sollte gefährlich sein?

Jedenfalls bekam Duval Handschellen und Fußketten, als er in dem offenen Zweisitzer saß, dicht neben dem Polizeibeamten.

Stunden in glühender Sonne, über einsame Landstraßen fuhren sie. Duval spielte den zermürbten, unschuldigen Gefangenen. Sein Begleiter fluchte über die Hitze, zog den Rock aus, nahm einen Abkürzungsweg durch dichten Wald . . .

Duval verbiß ein Lachen. Knapp neben seinen Händen sah er den Dienstrevolver des Beamten aus der rechten Hosentasche ragen.

Der Weg war schlecht. Der kleine Wagen schaukelte. Und als er in einem Loch stecken blieb und der Detektiv ausstieg, nahm Duval die Gelegenheit wahr. Ein Griff mit den gefesselten Händen, und schon saß die schwere Waffe auf der Brust des entsetzten Polizisten. Duval überzeugte sich, daß der Revolver sieben Schüsse barg.

Der große Mann schien die Lage erfaßt zu haben: Er stand vor einem kaltblütigen Mörder. Er tat, was Duval verlangte. Löste die Fesseln. Setzte den Wagen wieder in Gang und fuhr den Weg, den der Verbrecher angab . . .

Daß Duval den Detektiv nicht gleich erschoß, war nicht auf Menschlichkeit zurückzuführen. Lediglich darauf, daß der Bahnräuber nicht autofahren konnte. Und daß er zu dem Versteck seines Geldes kommen wollte, bevor man den Detektiv vermißte . . .

Schweigend fuhren sie dahin, trafen keinen einzigen anderen Kraftwagen. Duval dankte allen Schutzgeistern dafür.

Schweigend zwang der Räuber den wachsbleichen Polizisten, das Säckchen mit den Steinen und die Banknotenbündel auszugraben. Schweigend drängte er ihn in das Haus, aus dem man ihn vor ein paar Tagen verhaftet hatte. Wechselte die Kleidung, änderte die Haartracht.

„Du glaubst wohl nicht, daß ich dich als Zeugen leben lasse, wie?“ Duval lachte hart bei der Drohung. Langsam ging er dann auf den Polizisten zu, noch einmal sah er die Waffe nach; dann hob er die Pistole. Zwei Schritt von dem Detektiv drückte er los. Zielte aufs Herz. Unheimlich ruhig war die Hand des Verbrechers. Ein Knall, noch einer und noch einer . . .

Seltsam lautlos aber waren diese Detonationen. Kaum ein Zischen. Und der Mann, der doch längst blutüberströmt am Boden liegen sollte, stand noch immer aufrecht da, lachte jetzt sogar, ein böses, unheimliches Lachen, und jetzt lag Duval am Boden, jetzt hatte er wieder Handschellen an, und der rauchende Revolver, den er eben noch abgefeuert, traf ihn schmerzhaft auf den Schädel. — —

Duval sitzt jetzt in Guayana. Lebenslänglich. Aus formalen Gründen allein war er nicht auf das Schaffott gekommen.

Er hatte den Behörden selber alle Beweise in die Hand geliefert, aus Indizien ein handfestes, unzerreißbares Netz von Tatsachen gemacht, sich selber sein Grab geschaufelt. Pech!

Denn wie hätte er wissen sollen, daß der furchtlose Detektiv eine Komödie spielte, daß die Patronen in dessen Dienstrevolver zwar Bleigeschosse enthielten, aber kein Pulver in den Hülsen?

Pech! Duval fand kein anderes Wort für all das.

Methusalem.

Eine Wassergeschichte von **Kurt Bock**.

Zwischen Beeskow und dem Briesener Forst kannte ihn jeder Kietzer und Heger. Den Fischern hatte er manch ein Netz gehümpelt vollgescheucht, indem er sein Faltboot mit wilden Flachschlägen des Doppelpaddels in die Schilfdschungel der Spreeufer trieb und so die Beute aus den Schlammverstecken jagte, — manchen Förster hatte er eingebootet zur Entenjagd, zu morgenfrischen Fahrten an die Wildtränken oder zu nächtigen Streifen in der Zeit der orgelnden Hirschbrunft.

Jeder Sommer sah ihn wochenlang negerhaft in der Waldeinsamkeit der Schwarzberge oder an den toten Spreearmen bei Neubrück zelten, arg stromerlich vertäute er sich an Dorfbrücken, um allerlei Lebensmittel einzuhandeln, gelegentlich auch landete er zur Begeisterung des ollen Alisch an dessen Kneipe bei der Spree-Oder-Schleuse, um innerhalb einiger weniger, mörderlicher Stunden die ausgepichtesten Gurgeln des Nestes unter die Ofenbank zu schmettern. Solche Anwandlungen störten leider manchmal, wenn sie nämlich bei den friedfertigen Kegelnachmittagen des Lehrers, des Stromwärters, des Schleusenmeisters und einiger Förster zutage traten. Oder gar bei den sittig-gemütlichen Tänzen, die der Schützenverein wiederholt veranstaltete. So gern gesehen er hier auch war — gab es doch reichlich Töchter und mütterliche Pläneschmiedinnen —, so sehr alle

Mann nebst Anhang seine fröhliche Erzählergabe und seine bunten Lautenlieder schätzten, dennoch harrte jede Runde ständig in Sorge des gewittrigen Augenblicks, in dem Heine Rogals den ollen Alisch am Schlafittchen zu packen kriegte und ihn wohlig angrinste: „Was soll mir dies Finkennäppchen, Maxe? Schleif mir den Stiebel 'ran!“

Dann rückten die Mannen zuhauf, denn die Geschichten wurden bald deftig, und die Weiblein zupften von achtern an den Schniepeln, sintemalen der Umtrunk tobte. Und die Magedin kicherten ringsum. Die Muschkanten, ja die wurden vor lauter Lagen reinweg musikalisch, jeder nach eigenen Noten.

Der Schwarzheider Hegemeister hat es oft gesehen und rundaus erzählt, daß Heine nach solchen tolldreisten Nächten nicht waldwärts paddele, sondern schwimme, mit dem Boot am Belegtau im Schlepp. Und tags darauf sei er besonders puppenlustig.

So war der Heine, echt, kerlig.

Es war einmal . . .

Denn ihn hats ordentlich gehascht. Wer würde ihm heute noch diese herrlich anrüchige Vergangenheit anmerken, sähe er ihn, wie er behäbig die Kieswege seines Landhausgartens harkt oder seine sechs Sprößlinge geruhsam verwamst und nach dem genüßlich ein Bowlchen ansetzt.

Aber aus frischmuntren Quappen werden ja auch faulfette Poggen. Die Schuld trägt allerureigentlichst jener schweinsdicke Wels, den die Beeskower Kietzer am Wergensee fingen, — einer muß ja der Sündenbock sein.

Heine hatte treulich mit dem Paddel geholfen und wacker das Netz mit aufs Land geholt, weil es die Fischer nicht bewältigten. Selbigen Abends hatte er den Glücksfang gebührend mitgefeiert und ein Mordsstrumm des prächtig mundenden Dickhäuters gesellig vertilgt. Und dabei war erklecklich geschnackt worden von der guten alten Zeit und verflossnem Petri-Heil und zwischen bannig Lögenhaftem ward Heine auch die Mär vom Methusalem berichtet, — nein, beileibe keine Mär, — mit allen fürchterlichen Schippereiden beschworen sie ihm die Wahrhaftigkeit der Geschichten vom Hechte Methusalem, der im Wergensee zwischen Wehr und Schleuse seit langem räubere und, wer weiß woher, zugewandert sei.

Lang wie ein Mannsarm war er beobachtet im Kampfe mit einer Wildente, bis er sie ersäufte; oft hatte er Netze zerfetzt und vor kurzem sogar einer saufenden Kuh das Maul bös verrissen. Angelschnüre waren vor seinem Getobe dutzendweis' glatt zerknallt, und die Wehrbrüstung, hinter der er sich eines Tages gefangen sah, übersprang er in gewaltigem Schwunge.

Das war nun ein Bursche nach Heines Herzen. Schon am nächsten Morgen sahen ihn die Fischer eine Angelrute richten mit Sehnenschnur und langgedrahtetem Haken mit verlockendem Köderfisch.

Das erste Mal erblickte Heine den Räuber, wie der in Wurfweite ein Entlein aus dem Schoof eines Bauern schnappte. Da wurde die Jagdwut grimmig.

Zum zweiten sah er ihn aus einer versandeten Spreepfütze ruckhaft durch das Kraut über Land schnellen. — und kam zu spät. Da brannte ihm das rote Feuer vor den Augen.

Und zum dritten: ja, das läßt sich nur erraten, — erzählt hat Heine es nie.

Im frühsten Morgendämmer hat er den Schwarzheider Hegemeister aus dem Bett gebrüllt, der fand ihn vor seiner Tür liegend; das Wasser troff ihm aus den verschlammten Kleidern, die Beine waren scheußlich zerschunden, und in den linken Arm hatte sich der Methusalem mit dem ganzen so wehrhaften Rachen tief verbissen und schlug noch gewaltig um sich. Aber Heine hielt ihn stählern an sich gepreßt. Sofort stach der Heger den Fisch ab, da klappten beide zusammen. Mühsam nur ließen sich die Kiefer des Raubfisches lösen. Heines Blut spritzte aus dem zerfetzten Muskelfleisch. So band der Forstmann den Arm ab und weckte seine Frauensleute, Tochter und Magd, die das Kämpferpaar versorgten, während der Briesener Arzt telephonisch herbeigerufen wurde.

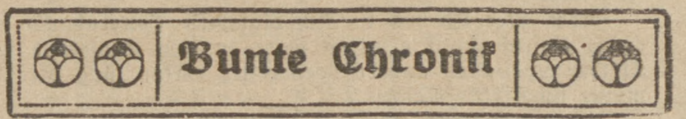
Mittags fand der Heger denn auch am Ausfluß eines Spreearmes die Walstatt: das Schilf war meterweit zerwühlt das Faltboot deutlich erkennbar, gewaltsam durch das seichte Gewässer und schließlich auf einen spitzigen Ast gezerrt worden, das die derbe Haut des Bootes drei Hand breit aufschlitzte, wodurch das Boot versackte. Die Angelrute lag im Schierlinggestrüpp, der Draht erwies sich als zerbissen. Sicherlich also hatte Heine sich auf den Methusalem gestürzt, als er einsehen mußte, daß die Angel nicht ausreichte, den Satan, der übrigens das seltene Gewicht von 28 Pfund besaß und nur noch als Entenfutter taugte, zu bändigen und aufs Land zu schaffen. Alles Mordwerkzeug ersoff ja mit dem Boot.

Der Arm war arg bös zerfleischt, nur die sorglichste Pflege rettete ihn. Erst nach Wochen wich das Fieber, das den Körper des Wunden verheerte.

Wie stark aber die Erinnerung an jene Morgenstunde ihn innerlich gepackt hielt, — wie tobsüchtig demnach der Berserkerkampf in Wahrheit gewesen —, das zeigte mehr denn all die blutigen Spuren die völlige Wandlung in Heines Leben und Wesen. Wohl kalfaterte er sein liebes Boot wieder auf Schick, ja, er baute es gleich zum Zweier aus, damit des Hegers Hella stets bei ihm sei. Aber nie mehr rührte Heine eine Angelrute an, nie mehr zeltete er indianisch an verlorenen Flußwinkeln, nie mehr langte er nach Alischs Stiebel.

Obwohl Hella ihm von Herzen gern einen oder den andren solchen Ausbruch vergönnt hätte, wenn er nur ein Stück seines alten Lachens mit hereingebracht hätte.

Das jedoch meldete sich erst wieder, als Hella ihm, zur Ferienzeit im Forsthause, die dicken Zwillinge verehrte, die sich unter den milden Kosenamen Schorle und Morle zum Schrecken Beeskows auswuchsen.



Bunte Chronik

*** Gesellschaftsfahrten „ins Blaue“.** In London erfreuen sich die von der Direktion der Great-Western-Eisenbahn eingeführten „Gesellschaftsfahrten ins Blaue“ der größten Beliebtheit. Die erste Reise mit unbekanntem Ziel wurde am Karfreitag veranstaltet. Etwa 1600 Ausflügler fanden sich ein. Im letzten Augenblick, als der Zug sich bereits in Bewegung setzte, überreichte der Vertreter des Reisebureaus dem Zugführer ein versiegeltes Kuvert. Der Zugführer durfte das Kuvert, das die Angabe des Bestimmungsortes enthielt, erst dann öffnen, nachdem der Zug bereits zwei Kilometer zurückgelegt hatte. Somit wußten die Reisenden bis zum letzten Augenblick nicht, wohin die Reise ging. Der Zug hielt in Pangborn, einem reizenden Ort am Themseufer, etwa 65 Kilometer von London entfernt. Die Ausflügler verbrachten den ganzen Tag im Schoße der Natur, und traten um sieben Uhr abends die Rückreise an. Für die Pfingstfeiertage wurde die „Fahrt ins Blaue“ besonders für Kinder arrangiert. Der „Feenzug“ verließ den Padington-Bahnhof am frühen Morgen und war von der Lokomotive bis zum letzten Wagen mit Girlanden und bunten Papierbändern geschmückt. Das Reisebureau sorgte auch für die Unterhaltung der Kinder. Eine Kapelle, drei Clowns, Akrobaten und Zauberkünstler wurden eigens dazu engagiert, um mit ihren Darbietungen den Kindern die Freude des schönen Ausflugs noch zu erhöhen. Der „Feenzug“ hielt an der Südküste Englands in einer schönen Bucht.



Lustige Ecke



*** Der Stotterer.** Müller hat einen Vetter, der stottert und deshalb schwer eine Stellung finden kann.

„Hast du denn schon mal eine Stottererschule besucht?“ fragt er ihn.

„Nein“, sagt der Vetter, „es ist ganz von selbst gekommen.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg